

VIRUS

Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin

Band 19

Schwerpunkt: Objekte als Quellen der Medizingeschichte

Herausgegeben von

Fritz Dross, Elisabeth Lobenwein, Marion Ruisinger,
Alois Unterkircher

für den Verein für Sozialgeschichte der Medizin

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2020



Isabel Atzl

**Missing Link.
Gedanken zur primären Objektforschung als
grundlegendes Bindeglied zwischen Sammlungen
und Geschichtswissenschaften**

English Title

Missing Link. Thoughts on Primary Scientific Research on Objects as the Connecting Link between History and (Museum) Collections

Summary

The essay focusses on the importance of primary scientific research on objects as the missing link for a fruitful collaboration between the historical sciences and museum based collections.

Keywords

Scientific Research on Objects, Historical Sciences, Museums, Collections

Im Jahr 2019 war die Jahrestagung des Vereins für Sozialgeschichte der Medizin überschrieben mit dem Thema „Objekte als Quellen der Medizingeschichte“. Der Call for Papers beschrieb das gesteigerte Interesse an dreidimensionalen Dingen in Wissenschaft und Öffentlichkeit, das sich auch in den Ausschreibungen der Förderlandschaft niedergeschlagen habe. Zugleich stand dort zu lesen, dass dem Fach Medizingeschichte „das methodische, an die Materialität gekoppelte Rüstzeug noch abgehe, was in anderen Disziplinen schon lange dazugehört“. Dies ließe sich an der vergleichsweise geringen Zahl an Anträgen aus dem Bereich der medizinhistorischen Sammlungen und Museen in der derzeitigen Förderlandschaft ablesen.¹ Tatsächlich ist die Zahl der bewilligten Anträge in der bundesdeutschen Förderlandschaft überschaubar. In der vom BMBF geförderten Reihe „Sprache der Objekte“ sind es in zwei Ausschreibungsrunden aber immerhin zwei Projekte, die im medizinhistorischen Zusammenhang das Rennen gemacht haben.² Und schaut man auf die Forschungsprojekte des Veranstaltungsortes der Jahrestagung, des Deutschen Medizinhistorischen Museums in Ingolstadt, so sind dort gar mehrere Projekte aus verschiedenen Förderprogrammen zu finden.³ Gemessen an der eher kleinen Zahl an medizinhistorischen Sammlungen als jenen Orten, die als Bewahrerinnen des dreidimensionalen Erbes der Medizin gelten, gegenüber größeren Bereichen wie der Technik- oder Kunstmuseen, ist die Bilanz also durchaus nicht so schlecht wie die absoluten Zahlen vermuten lassen.

Offensichtlich fehlt jedoch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung der Medizingeschichte mit Objekten etwas, das in der Ausschreibung als „an die Materialität gekoppeltes Rüstzeug“ beschrieben wird. Mir stellte sich an dieser Stelle zuerst die Frage, was genau das eigentlich ist, weiterhin, ob dies tatsächlich nur für die Medizingeschichte gilt und ob es in anderen Bereichen der Geschichtswissenschaften tatsächlich besser aussieht. Werden Objekte als historische Quellen verstanden, die Texten und Bildmaterial gegenüber als gleichwertig betrachtet werden? Ist das hier formulierte „Fehlen“ nicht eine Leerstelle, die auch in anderen historischen Kontexten sichtbar wird und was umfasst sie genau? Sind die Ursachen nur bei der historischen Forschung zu suchen oder ebenso in den „Archiven“ dieser eigenständigen Quellengattung, den Sammlungen und Museen? Das Potential, welches jedes historische Ding an sich birgt, scheint nicht ausgeschöpft zu werden, bzw. nicht ausgeschöpft werden zu können. Es fehlt offenbar etwas, das das Ding an sich und die an das Objekt gebundene historische Forschung zusammenbringt – es gibt scheinbar einen „missing link“.

Texte und Bilder aller Art haben als historische Quellen eine lange Tradition in der Geschichtswissenschaft. Ihnen wird ein jeweils zu bestimmender Aussagewert zugemessen, ihre Erschließung – die sogenannte Quellenkritik – wird schon in der Schule erlernt. Texte und Bilder sind bislang das zentrale Beschäftigungsfeld in der historischen Forschung. Materiale

-
- 1 Objekte als Quellen der Medizingeschichte / Objects as Sources of Medical History / 2019 Annual Conference of the Association for the Social History of Medicine – (Hi)stories of Health and Disease, in: H-Soz-Kult, 27.02.2019, online unter: www.hsozkult.de/event/id/event-89316 (letzter Zugriff: 20.10.2020).
 - 2 Zum einen das Projekt „Anthropofakte“ (online unter: <https://www.anthropofakte.de/> – letzter Zugriff: 20.10.2020) und zum anderen das Projekt „Die Pflege der Dinge“ (online unter: <https://www.gero.uni-heidelberg.de/forschung/pflegedinge.html> – letzter Zugriff: 20.10.2020) mit dem dazugehörigen Sammelband: Lucia ARTNER u. a., Hg., *Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care* (Bielefeld 2017).
 - 3 Siehe hierzu das Deutsche Medizinhistorische Museum Ingolstadt, online unter: <http://www.dmm-ingolstadt.de/forschung.html> (letzter Zugriff: 20.10.2020); demzufolge ist das Museum als Kooperationspartner an Forschungsprojekten beteiligt, die vom BMBF und der VW-Stiftung gefördert werden und einen direkten Objektbezug aufweisen.

Hinterlassenschaften hingegen gehörten lange Zeit weitestgehend zum Arbeitsfeld der Archäologen, deren Fach sich im Laufe des 19. Jahrhunderts als eigenständige Disziplin etabliert hat. Trotz allem gab es um die Wende zum 20. Jahrhundert eine rege fachbezogene Sammeltätigkeit außerhalb der Archäologie, die vor allem dem wissenschaftshistorischen Interesse geschuldet war und der Entwicklung der einzelnen Fächer, ihrer Gedankenmodelle, Erfindungen und Errungenschaften sowie deren Protagonisten Rechnung trug. Bis heute materialisiert sich dieses Interesse in zahlreichen fachspezifischen Sammlungen und teilweise auch Museen, die von unschätzbarem Wert sind. Alleine im Bereich der Medizin gibt es deutschlandweit etwa 70 solcher Ding-Archive in Form von privaten, öffentlichen und universitären Sammlungen und Museen. Der Zugang zu den einzelnen Objekten als Quellen scheint aber, so habe ich den Call verstanden, noch nicht für eine angemessene Nutzung ihres Potentials in der medizinhistorischen Forschung zu genügen, denn es fehlt das von den Verfasser*innen sogenannte, an die Materialität gekoppelte Rüstzeug. Wie kann man also dreidimensionale Objekte als Quellen verstärkt in die medizinhistorische Forschung einbinden? Wie kann ihr Potential sichtbar und dadurch für fachspezifische Fragestellungen nutzbar gemacht werden? Welche Verbindung ist es, die hier zwischen den Dingen und der Forschung fehlt?

Dass die Dinge in ihrer Materialität eine Rolle in der und für die historische Forschung spielen (sollten), ist insbesondere im Rahmen der „Material Culture Studies“ hinlänglich erwiesen. Damit ist der Weg gebahnt, aber noch nicht beschritten.⁴ Es geht mir im Folgenden also nicht um die durchaus zahlreich veröffentlichten Arbeiten, die sich mit Objekten im medizinhistorischen oder allgemeinhistorischen Kontext befassen. Aus den vergangenen Jahren gibt es zahlreiche Beispiele, die Objekte vorbildlich in Forschungen und Fragestellungen integrieren oder diese zum Zentrum ihrer Forschung machen. Auch Fragen zur Quellentheorie wurden aufgeworfen und beantwortet, vor allem im Bereich der „Material Culture Studies“. Trotz all dieser Forschungsarbeiten und theoretischen Zugänge zeigte sich die Notwendigkeit der veranstalteten Tagung und des nun vorliegenden Bandes mit dem Hinweis auf das bislang nicht ausgeschöpfte Potential objektbezogener medizinhistorischer Forschung. Ein allgemeines Verständnis zum Quellenwert der Objekte liegt offenbar noch nicht zufriedenstellend vor. Der „missing link“ zwischen Objektarchiven und historischer Arbeit bleibt trotz der erwähnten verstärkten Zuwendung zu den dreidimensionalen Dingen fehlend. Was genau aber ist nun die fehlende Schnittstelle?

Meiner Meinung nach liegt die Antwort auf diese Frage in einer intensiveren Beschäftigung mit den Dingen an sich, die sowohl von Seiten der Historiker*innen, als auch von den Kustod*innen sowie den Sammlungsverantwortlichen stärker in den Blick genommen werden müsste. Es geht mir um die primäre Objektforschung, die, um mit der Sprache der Historiker*innen beziehungsweise in der Sprache der Archive zu sprechen, der Quellenerschließung gleichkommt.

Die vorliegende Formulierung meiner Gedanken zielt darauf ab, diese primäre Erschließung in den Fokus zu rücken, deren vermeintliche Trivialität dazu führt, dass dieses Thema oftmals ausgeblendet bleibt. Kaum jemand sieht die umfangreiche Recherchearbeit, wenn es einem Forschenden gelingt, zur Beantwortung historischer Fragestellungen dingliche Quellen heranzuziehen oder diese in ihrer dreidimensionalen Erscheinung gar zu seinem Ausgangspunkt zu

4 So zum Beispiel: Anke TE HEESSEN / Margarete VÖHRINGER, Hg., *Wissenschaft im Museum*, Ausstellung im Labor (Berlin 2014); Benoît MAJERUS, *Material Objects in Twentieth Century History of Psychiatry*, in: *BMGN – Low Countries Historical Review* 132 (2017), 149–169.

machen. Um die Dinge aber der forschenden Community attraktiv und auch zugänglich zu machen, muss meiner Meinung nach mehr Aufmerksamkeit und mehr Arbeit in ihre Erschließung und Zugänglichkeit im Sinne der Primärforschung an und mit den Dingen investiert werden.

Woher aber rührt die Problematik, dass die primäre Objektforschung so unsichtbar geblieben ist, während Objekte in aller Munde zu sein scheinen? Diese Frage kann man aus der Perspektive der Geschichtswissenschaften ebenso beantworten wie aus jener der Sammlungen und Museen.

Geschichtswissenschaften und dreidimensionale Quellen

Die erste Frage ist, welchen Wert Historiker*innen dem Objekt an sich zumessen: Ist ein dreidimensionales Ding überhaupt als gleichwertig zu Texten und Bildern im historischen Quellenkanon anzusehen? Der schon im Call postulierte Boom der „anderen Fächer“ jenseits der Medizingeschichte in Bezug auf die Objekte scheint auf den ersten Blick offensichtlich. Sicher trifft dies auf den großen Bereich der Kulturwissenschaften, der Material Culture Studies und der Wissenschaftsgeschichte zu, aus dem in den vergangenen Jahren ein beeindruckendes Plädoyer für die Beachtung dreidimensionaler Hinterlassenschaften gehalten wurde. Aber: Wie sieht es in der historischen Forschung aus, wenn Objekte ins Spiel kommen? Oftmals dienen sie als Aufhänger oder eindruckliches Beispiel, um Themen einzuleiten, die sich auf das Objekt beziehen, die sich aber schnell von dem dreidimensionalen Ding selbst entfernen und dessen Spuren ausschließlich in den Texten verfolgen. Um Missverständnissen vorzubeugen: Das Aufspüren dreidimensionaler Dinge in schriftlichen Quellen ist elementarer Bestandteil forschender Arbeit, auch die primäre Objektforschung kommt ohne Texte nicht aus. Jedoch wird nicht oder nur wenig ersichtlich, was das Ding in seiner Materialität ausmacht. Es wird genannt, aber man findet kaum Angaben über Maße, eine genaue Beschreibung fehlt häufig ganz und die Haptik spielt so gut wie nie eine Rolle. In den seltensten Fällen haben Forschende das beforschte Objekt im Original gesehen oder hatten es gar selbst in der Hand. Eine Abbildung oder digitale, vielleicht sogar dreidimensionale Reproduktion ersetzt schnell das Objekt selbst und zahlreiche Aspekte, die mit seiner Materialität verknüpft sind, bleiben unsichtbar.

Als Beispiel möchte ich den methodischen Ansatz der Praxistheorie anführen, der derzeit in aller Munde ist und dessen elementarer Bestandteil neben dem handelnden Menschen das materiale Objekt ist. Das Gerüst zur Praxistheorie hat unter anderem der Soziologe Andreas Reckwitz bereitgestellt. Er definiert Praktiken als ein „typisiertes, routinisiertes und sozial verstehbares Bündel von Aktivitäten“, die aus „bestimmten routinisierten Bewegungen und Aktivitäten des Körpers bestehen. Diese Körperlichkeit des Handelns und der Praktik umfasst die beiden Aspekte der ‚Inkorporiertheit‘ von Wissen und der ‚Performativität‘ des Handelns.“ Grundsätzlich sind es nach Reckwitz

„zwei ‚materielle‘ Instanzen, die die Existenz einer Praktik ermöglichen und die von den Praxistheoretikern immer wieder hervorgehoben werden: der menschliche ‚Körper‘ und die ‚Artefakte‘. Die Praxistheorie will eine scheinbare Trivialität rehabilitieren, die aber angesichts der Dominanz anderer Sozial- und Kulturtheorien wieder zur überraschenden und heuristisch fruchtbaren Einsicht werden kann: dass Praktiken nichts anderes als Körperbewegungen darstellen und dass Praktiken in aller Regel einen Umgang von Menschen mit ‚Dingen‘, ‚Objekten‘ bedeuten, [...]“⁴⁵

Für Historiker*innen bedeutet dies, mithilfe von Objekten historische Praktiken rekonstruieren zu können. Und gerade weil sie dem Geschehen anders als beispielsweise Soziolog*innen oder Ethnolog*innen nicht mehr beiwohnen können, kommt den Objekten eine besondere Bedeutung zu. In aller Regel verfolgen historisch Forschende die Spuren von Objekten ausschließlich in den aufgespürten Texten. Entlarvend hat dies der Historiker Nicolaus Buschmann beschrieben, in dem er Praktiken dadurch identifiziert, dass er historische Texte einer „praxeologischen Re-Lektüre“ unterzieht.⁶ Unberücksichtigt bleiben hier die neben den Texten verfügbaren Zeugen der Vergangenheit selbst, nämlich die historischen Objekte in den Sammlungen.

Aber was genau gewinnt man als Historiker*in durch das dreidimensionale Objekt? Was verändert sich für die Forschung, nimmt man das Ding als solches ernst? Objekte generieren Fragen, die man nicht gestellt hätte, ohne dieses Ding kennengelernt zu haben. So manches, das sich am Objekt materialisiert hat, ist in Texten auf den ersten Blick nicht zu finden. So bin ich beispielsweise zu Beginn meiner Forschung während der klassischen Objektbeschreibung der ersten Objekte auf die rote Markierung der 37 Grad Marke an einigen Thermometern vom Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts aufmerksam geworden.⁷ Bei der Suche in den mir zur Verfügung stehenden Texten und Bildern – zumeist aus Lehrbüchern aus der entsprechenden Zeit – habe ich keine Antwort auf die Frage gefunden, seit wann es sie gibt und warum sie angebracht wurde, bzw. weshalb es Objekte gibt, die diese Markierung nicht besitzen oder erst nachträglich erhalten haben. Ohne nun die ganze Forschung erläutern zu können, hat mich diese Markierung auf die Fährte zahlreicher Aspekte wie die Frage der hierarchischen Ordnung am Krankenbett, des Übergangs des Fiebermessens von ärztlichen in pflegerische Hände, die dazu gehörige Wissensvermittlung und -hoheit geführt und mir über das Objekt einen tieferen Einblick in das Spannungsfeld medizinisch-pflegerischen Handelns gewährt. Ohne die nur am Objekt sichtbare, dort deutlich hervorstechende Markierung wäre meine Forschung vermutlich beim Kontakt zwischen Pflegenden und Patient*innen stehen geblieben.

Ebenso hat auch die Bettpfanne als Objekt im Raum eine Wirkung auf meine Forschung gezeigt. Gelesen und registriert hatte ich, dass schon um 1900 Themen wie Schamgefühl, Peinlichkeit und Ekel wichtig waren und an verschiedenen Stellen mit der Ausscheidung in Verbindung gebracht wurden. Eine ganz andere Lesart bekam der Text jedoch, als ich mit dem Objekt in der Hand versuchte, die geforderte Choreographie die Scham berücksichtigenden Umgangs mit der Bettdecke beim Entnehmen der Bettpfanne nachzuempfinden. Es liest sich recht einfach, stellt sich jedoch völlig anders dar, wenn man mit 2,6 Kilo (das Gewicht der Bettpfanne aus Porzellan aus dem entsprechenden Zeitraum) in einer Hand versucht (und ich spreche hier vom ungefüllten Zustand ohne Angst vor dem Verschütten unappetitlicher Inhalte), zugleich einen Menschen zu heben und ihn nicht zu entblößen. Was im Text des Lehrbuchs einfach klang, war erheblich schwieriger als angenommen. Kraft und Geschick liest man allenthalben

5 Andreas RECKWITZ, Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive, in: Zeitschrift für Soziologie 32/4 (2003), 282–301, hier 290; Andreas RECKWITZ, Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken, in: ders., Hg., Unschärfe Grenzen. Perspektiven einer Kulturosoziologie (Bielefeld 2008), 97–130, hier 112.

6 Nikolaus BUSCHMANN, Persönlichkeit und geschichtliche Welt. Zur praxeologischen Konzeptualisierung des Subjekts in der Geschichtswissenschaft, in: Thomas Alkemeyer / Gunilla Budde / Dagmar Freist, Hg., Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung (Bielefeld 2013), 125–150, hier 139.

7 Publiziert zum Beispiel in: Isabel ATZL, Pflegedinge und Pflegealltag im Krankenhaus, in: Historia Hospitalium 30 (2016/17), 117–141.

in allgemeinen Anforderungen an Pflegende aus Sicht der Ärzteschaft: Hier bekommen sie im Umgang mit dem Objekt eine greifbare Gestalt und sind weniger die reine hierarchiebetonende Floskel.

Oder was bringt die genaue Vermessung eines Objektes wie die Schnabeltasse für die Erforschung der Unterstützung bei der Nahrungsaufnahme? Auf den ersten Blick erscheinen alle Tassen einigermaßen gleich: Henkel, Korpus, Tülle. Wieso aber gibt es solche mit weit- und englumigem Ausguss? Was bedeutet dies für die Handhabung? Und wieso ist der Henkel einmal hinten und einmal an der Seite angebracht? Mit unterschiedlichen Lumen kann man verschiedene Flüssigkeiten sicher zuführen (je weiter desto dickflüssiger). Der Griff ermöglicht die Nutzung durch die Patient*innen selbst (seitlich) oder ausschließlich durch die Pflegekraft (hinten). So zeigen sich hier beispielsweise Aspekte wie jene der Abhängigkeit oder Selbstbestimmung oder auch der Multifunktionalität.

Maße, Gewicht, die Herkunft, eine genaue Datierung – all diese Einzelheiten zum Objekt können die historische Forschung bereichern, sie auf neue Wege führen und die Perspektiven erweitern. Ebenso kann aber die historische Forschung den Sammlungen Informationen geben, die das Objekt in seinen zahlreichen Lesarten beschreibt.

Die Ding-Archive: Sammlungen und Museen und ihre Objekte

Welche Rolle spielen nun aber die Sammlungen und Museen bei der Frage der Nutzbarkeit von Objekten für die historische Forschung? Die Einrichtungen sammeln, bewahren, forschen und präsentieren das ihnen anvertraute kulturelle Erbe,⁸ jedoch scheint die Gewichtung der einzelnen Bereiche sehr unterschiedlich zu sein. Laut zu hören ist im Rahmen der Objektarbeit die mehr als berechtigte Forderung nach mehr Personal, denn die Anforderungen an eine gut recherchierte Objektdokumentation, um die Dinge angemessen zu bewahren und zu beforschen, scheinen kaum erfüllbar. Für die grundlegende Sammlungsarbeit bleibe Kustod*innen oftmals keine Zeit, heißt es. Ausstellungen und damit verbundene ad hoc-Recherchen, Ausleihen, Versicherungsfragen, Depotumzüge, Raumknappheit und die Übernahme von Tätigkeiten, die die Objekte der Sammlung kaum tangieren, rauben die wenige Zeit, die für das einzelne Objekt zur Verfügung stünde. Oftmals reicht es bei einer Übernahme von Objekten nur für eine kurze fotografische Erfassung, ein schnelles Nachschlagen nach der richtigen Bezeichnung, wenn nicht gar nur für eine Nummer im provisorischen Eingangsbuch. Forschung zum Objekt soll zusätzlich zu den bestehenden Aufgaben gemacht werden. Aber wäre dies nicht eigentlich das Kerngeschäft? Sammlungen müssen Wissen über ihre Objekte zusammentragen und bereitstellen, sie müssen das Rüstzeug geben, um sich dem Ding forschend überhaupt nähern zu können. Dies kann keine zusätzliche, sondern sollte die eigentliche Aufgabe der Kustod*innen sein. Das heißt nicht, dass sie alles wissen und erfassen müssen. Wären Forschung und Sammlung enger vernetzt, könnte es Synergien geben, die sich gegenseitig in der weiteren Arbeit befruchten. Es würde nicht bei einem dreiseitigen Erfassungsbogen bleiben, bei dem lediglich zwei

8 DMB (Deutscher Museumsbund)/ICOM (The International Council of Museums), Hg., Standards für Museen (Berlin/Kassel 2006), online unter: <https://www.museumsbund.de/wp-content/uploads/2017/03/standards-fuer-museen-2006-1.pdf> – hier 6 (letzter Zugriff: 20.10.2020).

Punkte ausgefüllt sind: Die Bezeichnung und die Inventarnummer. Es sollte Raum für ein gemeinsames Betrachten und ein detaillierteres Erfassen geben.

Alle Kustod*innen sollten sich ermuntert fühlen, ihren eigentlichen Auftrag deutlicher zu verteidigen: Sie sind es, die ihrer Arbeit Bedeutung geben können. Es ist jedoch schwer nachvollziehbar, wofür man viele Aspekte erfassen soll, in tagelanger Mühe eine Datierung zu verifizieren versucht oder einen Nutzungskontext herausfinden möchte, wenn sich in der Folge vermeintlich niemand dafür interessiert. Aber weckt man nicht auch Interesse, wenn man selbst etwas erzählen, etwas anbieten kann? Wie sehr würden sich Forschende Objekten gegenüber öffnen, wenn es nicht oftmals hieße: „Dazu sind wir nicht gekommen, das wissen wir nicht, wir haben es schlichtweg nicht geschafft.“

Gehe ich als Historikerin auf die Suche nach schriftlichen oder bildlichen Quellen, so stoße ich in Archiven auf digitale oder analoge Kataloge, in denen ich mit Schlagwörtern, Zeitangaben, Orten oder Personen auf ein umfangreiches Material zugreifen kann. Die einzelnen Schriftstücke und Bilder sind erfasst und zugeordnet, oftmals gelingt mir der Zugriff in Findbüchern, digital oder im besten Fall auch online in Bibliothekskatalogen in einer Vorabrecherche. Anders ist die Situation jedoch in den einschlägigen Sammlungen und Museen. In aller Regel ist nur ein kleiner Teil der Sammlung erfasst und für Außenstehende selbst dieser nur in sehr seltenen Fällen ohne Hilfe aus der Sammlung recherchierbar.

Weshalb lohnt sich die Mühe der umfassenden Erschließung? Als Bild in einem Artikel in Szene gesetzt sind Objekte oft nicht mehr als eine gute Illustration, aber werden sie mit ihrem manchmal eher zweifelhaften ästhetischen Reiz in der historischen Forschung überhaupt genutzt? Für die Mitarbeitenden in Sammlungen und Museen ist die Wirkung der Objekte als historische Quellen offenbar kaum noch zu erkennen. Zu vermuten ist, dass die textliebenden Geisteswissenschaftler*innen so lange die Augen vor dem Reichtum, den die Materialität von Sammlungsdingen zu bieten hat, verschlossen haben, dass die oftmals ermüdende Arbeit im Rahmen der Erfassung in der gesamten Wahrnehmung von Objekten nur noch als Fleißarbeit ohne weiterführenden Nutzen wahrgenommen wird. Wieso sollen Kustod*innen ihre Objekte mit Daten bestücken, die jenseits des Museums oder der Sammlung vor Ort niemanden zu interessieren scheinen? So wird in den Sammlungen zumeist eine kleine, an der Sammlungspraxis orientierte Auswahl an Parametern erhoben wie zum Beispiel die Maße eines Objektes oder ihre oftmals nur grob geschätzte, aber nicht näher eingegrenzte Datierung. Erstere sind wichtig für die Aufbewahrung im Depot, letztere wird festgehalten, weil sie das Sammlungsprofil schärfen kann. Aspekte wie das Gewicht aber, um ein Beispiel zu nennen, fehlen durchgängig bei allen Sammlungsstücken, da es für die praktische Sammlungsarbeit im Depot, also im Umgang mit den Objekten im Sinne der Bewahrung als eine der vier Aufgaben von Sammlungen und Museen, nicht zwingend benötigt wird. Für meine eigene Arbeit – die objektbasierte Erforschung pflegerischen Handelns – ist das Gewicht der Objekte aber durchaus wichtig. So habe ich mich bei den Sammlungsbesuchen daran gemacht, jene Objekte zu wiegen, die für meine Forschung relevant sind. An manchem Ort scheiterte dies jedoch schon allein an der Verfügbarkeit einer Waage.

Sicher sind ebenso, neben der geisteswissenschaftlichen Ignoranz, um dies einmal provozierend zu formulieren, auch die zahlreichen Präsentationen von Objekten in eigenen Ausstellungen oder Museen oder an anderen Orten daran schuld, dass sich Kustod*innen kaum mit der näheren Erforschung der ihnen anvertrauten Dinge beschäftigen können. Die personellen Ressourcen sind so knapp, dass nur einzelne Objekte erfasst werden. So geht es – oftmals unter

Zeitdruck – dann auch hier nur um jene Parameter, die für den Zweck der Ausstellung eine Rolle spielen: Wieder die Maße (oftmals nur Außenmaße), um zu wissen, ob das Objekt in die geplante Vitrine passt. Und wieder die Datierung verbunden mit der Frage, ob sich das Ding inhaltlich überhaupt eignet. In manchen Fällen wird es zum reinen Illustrationsobjekt, das eine vorausgegangene Forschung material untermauern soll. Die wenigsten Ausstellungen gehen von den Objekten aus und erzählen dann eine Geschichte – oftmals steht das Thema schon fest und erst danach beginnt die Objektsuche. Natürlich bereichern die gefundenen, passenden Dinge die Ausstellungsideen und verändern sie häufig auch. Ausgangspunkt der Idee selbst sind sie jedoch selten.

Und hier beißt sich die Katze in den Schwanz. Wofür soll man einerseits etwas erfassen, wenn niemand danach fragt? Aber andererseits: Wie kann ich nach etwas fragen, wenn ich keine Vorstellung von seiner Existenz habe? Ich überzeichne die fehlende, beziehungsweise lückenhafte Forschung direkt am Objekt in Sammlung und Wissenschaft bewusst, denn es gilt das verbindende Element wieder zu entdecken bzw. wieder zu beleben, dessen Bedeutung für Sammelnde und Forschende gar nicht hoch genug geschätzt werden kann: die primäre Objektforschung.

Primäre Objektforschung

Aus dem Ausstellungsbereich kommend bin ich, als ich mit meiner Forschung zu Objekten der Pflege begonnen habe, auf die Suche nach Literatur gegangen über das, was weithin als primäre Sammlungsforschung bezeichnet wird. Welche Aspekte sind zu berücksichtigen? Wie genau sollten sie erfasst werden? Gibt es Hilfsmittel, mit denen spezielle Fragen wie Materialbestimmungen oder Formenbezeichnungen zu erfassen sind? Davon ausgehend, dass es doch so etwas wie einen Leitfaden geben sollte, an dem sich orientiert werden und der der Forschung Struktur geben kann, steht im Leitfaden für Museen lediglich der Hinweis, dass die Primärforschung am Objekt elementarer Bestandteil sei und alle Aspekte umfassen soll.⁹ Doch mehr Information gibt es dort ebenso wenig wie weiterführende Literatur. Bislang fehlt eine verständliche und nachvollziehbare Lektüre – nein, überhaupt irgendeine Lektüre zu diesem Thema.

Anfragen in verschiedenen medizinhistorischen Sammlungen haben ergeben, dass auch dort nichts bekannt ist. Es herrscht durchweg die Auffassung, dass übergreifende Literatur zu speziellen Themen nicht nur im Umgang mit, sondern schon zur Erfassung von Objekten mehr als hilfreich wäre. Viel an Wissen ist selbst erworben, die Weitergabe, um andere in die Sammlungsforschung einzubeziehen, deshalb zeitraubend. Allein die Erläuterung der verschiedenen Parameter des Erfassungsbogens braucht Zeit, da es nur wenig einheitliches Vokabular gibt. Was genau ist die Bezeichnung zum Beispiel? Die historische? Eine bestimmte fachliche? Die heutige?

Betrachtet man die vielen Unterpunkte, die in den Sammlungen als ideal auf den Erfassungsbögen geführt werden, so bilden sie bei aller Heterogenität die gleichen Fragen ab. Wer welches Gewicht in den einzelnen Sammlungen auf welchen Aspekt legt, richtet sich nach personellen

9 Ebd., 18.

Ressourcen, der Depotsituation, dem Sammlungsschwerpunkt, der technischen Ausstattung und nicht zuletzt auch den persönlichen Kenntnissen, Vorlieben und Interessen.

Das an die Materialität gekoppelte Rüstzeug ist in den Sammlungen zweifelsohne umfangreich vorhanden. Für geisteswissenschaftlich Forschende ist es jedoch kaum zu erwerben oder einzusehen, investiert man nicht viel Zeit in einzelne Sammlungsbesuche, die vielleicht auch darin enden, dass für die eigene Fragestellung keine Antworten zu finden sind. Dafür aber bleibt in der gegenwärtigen Forschungsstruktur keine Zeit. Hier gilt es also, eine erfolgsversprechende Zusammenarbeit zu erdenken, die beiden Seiten Nutzen bringen kann.

Welche sind nun die grundlegenden Fragen der primären Objektforschung? Vieles in der folgenden Auflistung kann man sicher diskutieren, vermutlich fehlt auch noch einiges, jedoch dürften die zentralen Aspekte vorhanden sein:

- Die Bezeichnung des Objektes aus historischer, heutiger und Sammlungsperspektive
- Die in der Sammlung vorhandenen dazugehörigen Dokumente (die wichtige Quellen für die weitere Erforschung sein können. An dieser Stelle dürfte die Kompetenz der Geisteswissenschaften für die weitere Recherche in Literatur-, Archiv- und Interpretationsfragen ein hilfreicher Zugang für die Kustod*innen sein)
- Das Zubehör zum Objekt
- Eine ausführliche Beschreibung, die alle Beteiligten dazu zwingt, das Ding, sofern möglich, in die Hand zu nehmen und es sich intensiv anzuschauen und nach Möglichkeit anzufassen
- Der ursprüngliche Nutzungskontext. Wenn nicht vom Objekt selbst bekannt, dann von ähnlichen Objekten (hier spielt das fachliche Wissen der Sammlungen eine entscheidende Rolle, ebenso aber auch der neue, aus den geisteswissenschaftlichen Forschungsfragen resultierende Blick auf die Dinge)
- Das Material und die Herstellungstechnik
- Maße wie Höhe, Breite, Tiefe und Gewicht (gerne auch für einzelne Objektteile)
- Eine möglichst genaue Datierung
- Der Hersteller, gerne mit weiterführenden Zusatzinformationen
- Die Herkunft oder auch Provenienz
- Die konkrete Nutzung, soweit sie bekannt ist
- Eine Verschlagwortung (auch wenn diese immer wieder kritisch diskutiert werden muss, sie erleichtert jedoch enorm die Suche nach Objekten, kann diese aber auch unsichtbar machen, wenn die Schlagworte nicht offen genug sind)
- Das Objekt erschließende Literatur von Bedienungsanleitungen und Patentschriften über zeitgenössische Erwähnungen (in meinem Fall etwa Pflegelehrbücher) bis zu neuerer historisch analysierender und erschließender Forschung
- Der Erhaltungszustand sowie Gebrauchsspuren

Immer bleiben Lücken, doch Vieles kann erforscht werden, besonders wenn man das Potential zweier Zugänge – nämlich das der Sammlungen und das der Geschichtswissenschaften – bündelt.

Resümee

Beide Seiten – (historisch-geisteswissenschaftliche) Forschung wie Sammlungen und Museen – müssen zukünftig mehr Wert auf die Primärforschung am und mit dem dreidimensionalen Objekt legen, denn beide profitieren davon und können das Wissen aus ihrer jeweiligen Perspektive einbringen, um Objekten zumindest einige elementare Aussagen zu entlocken. Mehr noch: Sie können gemeinsam ein Mehr an Wissen über die Vergangenheit generieren. Die primäre Objektforschung ist das fehlende Bindeglied, der „missing link“, der beide Seiten verbindet. Ein Dialog könnte der Grundstein für die weiterführende Arbeit auf beiden Seiten sein: In den Geisteswissenschaften die fundierte Erschließung einer zusätzlichen Quellengattung und in den Sammlungen die tiefer gehende Erschließung der Bestände.

Gemeinsam können so auch neue Fragestellungen entwickelt sowie direkt ans Objekt gebundene Forschungen angestoßen und zugleich die Sammlungen durch eine Aufwertung ihrer Objekte gestärkt werden. Eine Initiative zur Wiederbelebung oder vielleicht auch überhaupt zur Belebung der Primärforschung am dreidimensionalen Objekt wäre deshalb überaus wünschenswert.

Ein Letztes noch mit Blick auf die derzeitige Förderlandschaft: Bemerkenswert ist, dass der Förderwille sich zunehmend auf die digitale Erfassung von Objekten richtet. Einerseits kann dies die primäre Forschung am Objekt stärken. Jedoch birgt dies ebenso eine Gefahr, auch wenn es viele gute Gründe für eine Digitalisierung gibt: Ist das Objekt digital verfügbar, so könnte seine Präsenz im Raum kaum noch nötig erscheinen. Nicht vergessen werden sollte bei jeder Ausschreibung, bei jeder digitalen Erfassung und im Besonderen der dreidimensionalen Repräsentation, dass es niemals gelingt, das Objekt in Gänze digital zu reproduzieren. Der auratische Charakter, aus dem sich immer neue Fragen ergeben, lässt sich digital nicht greifen oder beschreiben. Unzweifelhaft wird es jedoch so sein, dass im Rahmen der Digitalisierung Sammlungen und geisteswissenschaftliche Forschung enger werden zusammenarbeiten müssen, wollen beide Seiten die Chancen der Digitalisierung zur weitläufigen Verfüg- und Recherchierbarkeit nutzen.¹⁰ Die primäre Objektforschung spielt hier besonders für die Qualität digitaler Projekte eine entscheidende Rolle.

Informationen zur Autorin

Isabel Atzl, M.A., ist Krankenschwester und Historikerin. Von 2005 bis 2015 arbeitete sie als Ausstellungskuratorin in verschiedenen medizinhistorischen Museen. Seit 2009 forscht sie in der objektbasierten Pflege- und Medizingeschichte. Zurückgekehrt in den zuerst erlernten Beruf als Krankenschwester hat sie im März 2020 die Stationsleitung der Palliativstation im Verbundkrankenhaus Linz-Remagen übernommen. E-Mail: mail@isabelatzl.de

10 Ein hervorragendes Beispiel ist hier: Udo ANDRASCHKE / Sarah WAGNER, Hg., *Objekte im Netz. Wissenschaftliche Sammlungen im digitalen Wandel* (Bielefeld 2020), online frei zugänglich unter: <https://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5571-1/objekte-im-netz/> (letzter Zugriff: 20.10.2020).